

Charlotte Roth



ALS WIR
UNSTERBLICH
WAREN

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Mai 2014

© 2014 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

»Soldatenlied«, »Der Barbara-Song«, »Erinnerung an Marie A.«, »Die Ballade von der Judenhure Marie Sanders«, »Einheitsfrontlied«, aus: Bertolt Brecht, Die Gedichte. © Bertolt-Brecht-Erben/Suhrkamp Verlag 2000

»Meine Brüder, die sind tot«, aus: Bertolt Brecht, Trommeln in der Nacht, in: ders., Werke. Große Kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, Band 1: Stücke 1. © Bertolt-Brecht-Erben/Suhrkamp Verlag 1988

»Ermutigung«, Copyright © 1966 by Wolf Biermann

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Ein Projekt der AVA International

Autoren und Verlagsagentur

www.ava-international.de

Redaktion: Dr. Gisela Menza

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Malgorzata Maj/Trevillion Images, akg-images

Satz: Daniela Schulz, Puchheim

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51206-7

*Zuerst für Margarethe
(1900–1997)
Danke für alles*

*Für Carl, Daniela, Manfred, Katja, Cyril,
Alexander, Ivica und Maren – für uns alle.
Zur Erinnerung an den Sommer 1989.*

*Und für vier Berliner Kinder:
Lotti, Manni, Dieter und Dorle*



*»Und weil der Mensch ein Mensch ist,
Drum braucht er was zu essen, bitte sehr.
Es macht ihn ein Geschwätz nicht satt,
Das schafft kein Essen her.
Drum links, zwei, drei, drum links, zwei, drei,
Wo dein Platz, Genosse, ist.
Reih dich ein in die Arbeitereinheitsfront,
Weil du auch ein Arbeiter bist.«*

Bertolt Brecht, »Einheitsfrontlied«, 1934



ALEXANDRA

Berlin-Karlshorst

November 1989



*»Du, lass dich nicht erschrecken
in dieser Schreckenszeit.«*

Wolf Biermann, »Ermutigung«

~ 9. November ~

Wenn dein Haus über dir zusammenstürzt, hörst du es vorher in den Wänden knacken«, hatte Momi zu Alexandra gesagt, als sie etwa fünf Jahre alt gewesen war. »Das Knacken sollte Warnung genug sein, aber kein Mensch achtet darauf.«

Von den Kindern, die mit Alex in die Tagesstätte gegangen waren, hatte keines eine Großmutter gehabt, die ihm von einstürzenden Häusern erzählte. Die anderen Kinder wohnten auch nicht bei ihren Großmüttern, sondern hatten Eltern, die ihnen aus buntbebilderten Kinderbüchern Geschichten vom ersten Schultag und von Ferien an der Ostsee vorlasen. Alex und Momi fuhren nicht in die Ferien, und in der Nacht vor Alex' erstem Schultag konnte Momi nicht schlafen, weil sie es in den Wänden knacken hörte.

»Ihnen sollte man nicht erlauben, ein Kind aufzuziehen«, hatte Frau Rimbach, die Nachbarin, geschimpft. »Mit Ihren Schauer-märchen machen Sie dem armen Wurm ja Angst vor dem Leben. Eigentlich müsste man das melden, damit jemand die Kleine hier wegholt und ihr ein ordentliches Zuhause gibt.«

Angst vor dem Leben hatte Alex durchaus, auch Alpträume und manchmal Bilder im Kopf, die ihr einen tiefen Schrecken einjagten, ohne dass sie wusste, woher sie stammten. Aber sie war sicher, dass das alles nichts mit Momis einstürzenden Häusern zu tun hatte, sondern mit Frau Rimbachs Drohung, jemand könne kommen und sie wegholen – weg von Momi und dem einzigen Zuhause, das sie kannte. Andere Kinder hatten Mütter, Väter, Tanten und ganze Geburtstagspartys voller Cousins. Alex hatte nur Momi. Eine Großmutter, die ihr weder Ferienreisen noch Bilderbücher bot, die aber immer für sie da war und sie vor dem Knacken in den Wänden warnte, auf das kein Mensch achtete.

Hatte Alex vor jenem Abend auf das Knacken geachtet? Hatte sie sich je gefragt, wie stabil die Wände ihrer Welt waren, auf was für einem Fundament sie standen und was womöglich in den Fugen lauerte? Wenn sie später versuchte sich zu erinnern, fiel ihr nichts dergleichen ein. Alle anderen – ihre Freundin Meike, ihre Kommilitonen im Institut für Völkerkunde, die Journalisten, die im Fernsehen um die Wette schwatzten – behaupteten, die Zeichen hätten in der Luft gelegen, man habe gespürt, dass der große Knall bevorstand. Alex aber hatte nichts gespürt. Sie hatte an jenem Abend mit Momi am Küchentisch gesessen, in ihren Bratkartoffeln mit Mettwurst gestochert und an nichts Besonderes gedacht.

Dann war Meike gekommen. War in die enge Wohnung gefegt wie der Sturm, der vor den Fenstern tobte, hatte schnaubend nach Atem gerungen und die durchnässten blonden Locken geschüttelt wie in der Shampooerbung im Westfernsehen. »Du glaubst nicht, was passiert ist!«, war sie ohne Begrüßung herausgeplatzt. »Wie kannst du da sitzen und dir schlaffe Kartoffeln in den Mund schaufeln, während in diesem Staat das Recht zum Teufel geht?«

Alex hatte nicht geschaufelt, sondern nur gestochert, und die Kartoffeln waren nicht schlaff. Sie gab sich immer Mühe, sie kross zu braten, weil sie eins von zwei Dingen waren, die Momi liebte – Bratkartoffeln und Bohnenkaffee, der für Leute ohne Westverwandte schier unerschwinglich war. Meike schimpfte weiter. Ihr Gesicht war gerötet und vom Regen nass. Momi ließ sich beim Essen nicht stören, und auch Alex blieb ruhig. Sie kannte Meike und ihre dramatischen Ausbrüche seit der Grundschulzeit. Vielleicht war ihre Freundschaft ja so haltbar, weil die eine besaß, was der anderen fehlte. Wo Meike lichterloh brannte, reagierte Alex kühl und scheinbar unbeteiligt. Gegen Meike war sie eine Langweilerin, doch es machte ihr nichts aus. Es war sicherer so, barg weniger Gefahr.

»Was ist denn überhaupt los?«, fragte sie, als Meike eine Pause einlegen musste, weil ihr die Luft ausging.

»Was los ist?« Meikes atemlose Stimme schraubte sich in die Höhe. »Verdammt, Alex, lass jetzt endlich diesen Fraß stehen und hör mir zu. Sie haben Hugo verhaftet. Wir müssen irgendwas tun.«

Alex zuckte zusammen. Dass Leute verhaftet wurden, behaupteten Reporter im Westfernsehen seit langem, aber soweit Alex wusste, entsprach davon nichts der Wahrheit. Außerdem – wie konnte so etwas in ihrem eigenen behüteten Leben geschehen? »Ich dachte, du bist mit Hugo zurückgekommen«, murmelte sie. Hugo war Meikes Freund, ihr Traummann, wie sie Alex bei jeder Gelegenheit wissen ließ. Sie hatte ihn am Institut für Lehrerbildung kennengelernt, und alle paar Tage quetschte sie sich mit ihm und seinen Freunden in seinen Trabbi und fuhr auf Demonstrationen, um für eine Freiheit zu kämpfen, die Alex sich nicht vorstellen konnte. Vor drei Tagen war sie in Leipzig gewesen, auf der größten Massenkundgebung in der Geschichte des Landes. Hinterher hatte sie sich über die aufgeheizte Atmosphäre ereifert, doch von einer Verhaftung hatte sie kein Wort erwähnt.

»Was soll das heißen, ich bin mit Hugo zurückgekommen?«, herrschte sie Alex an. »Wir wollten uns heute Abend treffen, mit ein paar Leuten vom Neuen Forum. Es ging um Strategien für die nächsten Tage, aber Hugo ist nicht einmal aufgetaucht.«

Momi spießte die Gabel in ihre Kartoffeln, schob sich ein Stück in den Mund und drückte es in ihre Backetasche. »Und daraus schließen Sie, er ist verhaftet worden?«, fragte sie und hob die bleigrauen Brauen in die Stirn.

»Was soll ich denn sonst daraus schließen?«, fragte Meike. Müde zuckte Momi mit den Schultern. »Warum werden Frauen eigentlich nie klüger, warum macht sich jede Generation denselben Unsinn vor? Ihr Hugo hat Sie versetzt. So einfach ist das.«

Meikes nasses Gesicht wurde bleich. Mitleid erfasste Alex. »So einer ist Hugo nicht«, warf sie ein, obwohl sie den Mann kaum kannte. »Politik ist sein Ein und Alles, und ohne triftigen Grund würde er kein Treffen mit dem Neuen Forum sausenlassen.« Sie brach ab. Meikes Blick verriet ihr, dass dies die falsche Erklärung gewesen war.

Momi verzog die Lippen zu einem bedauernden Lächeln. »Eine andere Frau ist immer ein triftiger Grund«, murmelte sie. Ehe Meike zu Widerspruch ansetzen konnte, schüttelte sie den Kopf und schob ihren Teller beiseite. »Ihr beide macht, was ihr wollt. Von mir aus zieht los und sucht diesen Hugo. Wie groß die Versuchung ist, weiß ich, obwohl man sich hinterher fühlt wie ausgespuckt. Als hätte eine Frau keinen Wert mehr, wenn sie einem Mann nicht genügt.« Alex sah die faltigen Lider der alten Frau sich senken, wie sie es jetzt häufig taten, wenn ihre Gedanken in die Ferne wanderten, in ein Land, in das Alex ihr nicht folgen konnte.

»Hier geht es nicht um banale Liebesgeschichten«, protestierte Meike. »Es geht um die Lage in unserem Land, und die betrifft uns alle, egal, ob wir neunzehn oder neunzig sind.«

»Ich bin dreiundneunzig«, entgegnete Momi. »Glauben Sie mir, wenn Sie dreiundneunzig sind, betrifft Sie gar nichts mehr. Da wird alles banal. Selbst die Liebe.«

Der Novemberwind ließ die Fensterscheibe klappern. Flüchtig war Alex zumute, als würden Kälte und Schwärze von draußen in die trüb erleuchtete Küche dringen. Momi stand auf. Dass sie bald ein Jahrhundert in sich hatte, sah man ihrem zähen, aufrechten Körper auf einmal an. »Geh mit ihr, wenn du willst, Süppchen«, sagte sie zu Alex. »Ich räume ab, dann setze ich mich vor den Fernseher.« Früher hatte Momi nie ferngesehen, aber in letzter Zeit fiel ihr das Lesen schwer. »Wenn man sich in keine Geschichte von anderen Leuten mehr flüchten kann, wird die Stille im Kopf so laut«, hatte sie gesagt und Alex gebeten, ihr den

Fernseher einzuschalten. Seither schlief sie abends auf dem Sofa ein, während Bilder von fremdem Leben über den Bildschirm tanzten.

Alex sprang auf, nahm ihr die Teller weg und trug sie zur Spüle. »Wolltest du zum Thälmann-Saal zurück?«, fragte sie Meike. Plötzlich widerstrebte es ihr, Momi allein zu lassen und hinaus in die scheußliche Nacht zu ziehen, verloren, ohne Ziel und Plan. Meike ließ die Schultern hängen, als hätte sie der Mut verlassen. »Erst mal den Fernseher anschalten ist keine schlechte Idee«, murmelte sie. »Kann ja sein, dass die was bringen.«

Dass das Fernsehen etwas über die Verhaftung irgendeines Lehramtsstudenten brachte, hielt Alex für ausgeschlossen, doch über den Aufschub war sie froh. Eilig setzte sie den Kessel für Momis Hagebuttentee auf, dann folgte sie den beiden in den kleinen, vollgestellten Raum, den Momi Stube nannte. Die paar Gegenstände, die es neben dem alten Mobiliar dort gab, nannte sie »Gerümpel, das von meinem Leben übrig ist«. Über dem Sofa, wo bei anderen alten Leuten ein Ölschinken prangte, hing bei Momi ein verbeultes Blechschild. Alex' Freunde fanden die Aufschrift amüsant, während Alex nie darauf geachtet hatte, weil sie das Schild von klein auf kannte.

Der Fernseher lief schon. Er war ebenfalls alt, ein Erbstück von Frau Rimbach, dessen Schwarzweißbild an den Rändern flimmerte. Bis in den letzten Muskel gespannt, saß Meike auf der Sesselkante. Hoffte sie tatsächlich, aus der Sendung etwas über Hugos Verbleib zu erfahren? Soweit Alex, die den Tee aufgoss, es mitbekam, ging es um einen Beschluss des Ministerrats, der derzeit alle naselang irgendwelche Beschlüsse fällt. Günter Schabowski, einer der altbekannten Männer aus dem Politbüro, stellte sich einer Pressekonferenz und beantwortete mehr schlecht als recht Fragen, mit denen Journalisten ihn bombardierten.

»Das ist live«, stellte Meike verblüfft fest. »Die bringen das echt live und ohne Zensur.«

Alex schob Momi ihre Tasse hin und warf dabei einen Blick auf den Fernseher. Die Konferenz war offenbar beendet, die Journalisten begannen in den Bänken hin und her zu rutschen und Papiere in Aktentaschen zu stopfen. Da erhob sich ein Mann in einer hinteren Bank. Kein Deutscher, konstatierte Alex automatisch, romanischer Herkunft, Italiener vermutlich, vielleicht sogar aus jenem Pompeji, aus dem ein langes, bleiches Stück Gips auf der verwohnten Anrichte lag. Alex studierte Völkerkunde, weil eine seltsame Sehnsucht nach fremden Ländern in ihr brodelte, obgleich sie wusste, dass sie in keins von ihnen je einen Fuß setzen würde. »Noch eine Frage«, bat der italienische Journalist mit schwerem Akzent. »Glauben Sie nicht, dass es war ein Fehler – diese Reisegesetz, den Sie haben vorgestellt vor wenigen Tagen?« Reisegesetz – das war eins der Schlagworte, mit dem Leute wie Meike und Hugo auf die Straße zogen. Sie verlangten die Freiheit, um den Erdball zu reisen, Pompeji und London zu sehen und in Westberlin Bananen zu kaufen. Und wenn es so käme?, durchfuhr es Alex. Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf. Sie besaß kein Talent, sich selbst zu belügen, und wusste, dass sie insgeheim froh war über die engen Grenzen ihrer Welt. Ohne jene Grenzen hätte sie den Mut aufbringen müssen, ihre Traumreisen in die Tat umzusetzen, und bei dem Gedanken überlief sie eine Gänsehaut.

»Schalten Sie um!«, schrie Meike und schreckte Alex aus ihren Gedanken. »Da ist was passiert, ein ganz großes Ding – schalten Sie in den Westen, ins Erste, das kriegen Sie doch rein?«

Momi reagierte nicht. Reglos starrte sie auf den Schirm, auf dem das Bild gewechselt hatte. Statt der Pressekonferenz war jetzt der Nachrichtensprecher zu sehen, der belanglose Neuigkeiten vom Blatt las. Ehe Meike noch einmal losschrie, trat Alex vor das Gerät und streckte die Hand nach dem Drehknopf. Sekundenlang zögerte sie. Hatte sie in diesem Augenblick das Knacken in den Wänden gehört, das den Einsturz nicht nur ihres Hauses, son-

dern ihrer Welt ankündigte? Der Empfang war katastrophal, das Bild ein Flimmern, und die Stimme des Sprechers knirschte verzerrt. Den Schriftzug, der sich vom Anzug des Mannes abhob, konnte Alex dennoch einwandfrei lesen, auch wenn sein Sinn sich ihr entzog. »Die Mauer ist offen«, stand dort, und beim zweiten Lesen blieben die Worte dieselben: »Die Mauer ist offen.«

Meike sprang vom Sessel. In der Bewegung erstarrt, einen Arm nach vorn und einen nach hinten gestreckt, erinnerte sie Alex an die Menschen von Pompeji, die sie aus Momis vergilbtem Bildband kannte – zweitausend Jahre alte Tote, die von der Katastrophe überrollt und unter mörderischen Wogen begraben worden waren.

»Wir müssen dahin«, sagte Meike wie in Trance. »Die lassen uns rüber. Wir müssen dahin.«

Der Sender zeigte jetzt Aufnahmen von der Pressekonferenz, die sie gerade verfolgt hatten. Günter Schabowski las stockend eine Zeile von einem zerknitterten Zettel ab: »Privatreisen nach dem Ausland können ohne Vorliegen von Gründen beantragt werden. Ausreisen können über alle Grenzübergänge der DDR zur BRD beziehungsweise Berlin-West erfolgen.«

»Und wann tritt das in Kraft?«, fragte einer der Journalisten.

»In Kraft?«, wiederholte Schabowski, als verstünde er die Sprache nicht. »Also nach meiner Kenntnis gilt das ... sofort ... also unverzüglich.«

»Wir müssen dahin!«, schrie Meike. Sie nestelte an den Knöpfen ihrer Jacke und schlang ihr Batiktuch um Hals und Mund. Unter den Journalisten entstand ein Tumult. In Trauben ballten sie sich um Schabowski und ließen sich wieder und wieder bestätigen, dass das, was auf dem Zettel stand, der Wahrheit entsprach.

Der neuen Wahrheit. Die alte gab es nicht mehr.

»Gilt das auch für Berlin-West?«, rief ein Mann mit hochgeschlagenem Mantelkragen.

»Für Berlin-West?« Schabowski schien sich zu ducken, nach einem Spalt im Boden zu suchen, in den er hätte abtauchen können. »Ja, ja, ich denke, für Berlin-West gilt das auch.«

»Wir müssen dahin«, wiederholte Meike. »Los, zieh dich an. Von hier draußen sind wir doch ewig unterwegs.«

»Wohin denn?«, fragte Alex und kam sich vor wie ein Kind.

»Na, wohin wohl?« Im hohen Bogen wies Meike auf den Fernsehschirm. »In den Westen«, jubelte sie.

»Das können wir doch nicht machen«, murmelte Alex. Sie fühlte sich, als wären ihre Sohlen mit dem Teppich verwachsen. Um keinen Preis wollte sie aus diesem engen, überheizten Zimmer fort.

»Und ob wir das können!« Meike stemmte die Hände in die Hüften. »Was ist mit dir los, Alex? Ich weiß, du bist ein Stubenhocker sondergleichen, aber nicht einmal du darfst die wahnsinnigste Nacht deiner eigenen Geschichte versäumen.«

»Quark«, erfolgte wie aus der Pistole geschossen die Antwort von Momi. Sie hatte sich aufgerichtet und sah nicht Meike, sondern Alex ins Gesicht. Dem Blick aus ihren Nebelaugen ließ sich nicht ausweichen. »Es macht überhaupt nichts, wenn du wer weiß wie viele Nächte deiner eigenen Geschichte versäumst«, fauchte sie leise und gefährlich. »Der Geschichte ist das egal. Die lässt sich von dir sowieso nicht aufhalten, und wenn du dich mit all deinen Kräften dagegenstemmst.«

»Das, was heute Nacht passiert, will aber keiner aufhalten!«, rief Meike. Von der Verzweiflung, mit der sie vorhin hereingeplatzt war, war nichts mehr zu spüren. »Darauf haben wir gewartet, dafür haben wir unser Leben lang gekämpft ...«

»Unser Leben lang«, fiel ihr Momi spöttisch ins Wort. »Ich kann nur für Sie hoffen, dass Sie sich mit dem Unfug, für den Sie da kämpfen, nicht ein Leben lang abschleppen müssen. Und überhaupt, wollten Sie nicht Ihren Hugo suchen?«

»Die müssen Hugo ja jetzt freilassen«, antwortete Meike verun-

sichert. »So wie bisher können die doch nicht mehr weitermachen – sonst laufen ihnen nämlich die Leute weg.«

»Tun Sie, was Ihnen passt«, sagte Momi. »Aber hören Sie auf, Alex unter Druck zu setzen. Du musst selbst entscheiden, Süppchen. Wenn da draußen eine Lawine losbricht, kannst du genauso gut im Warmen sitzen bleiben und warten, bis sie dich überrollt. Wozu ihr entgegenlaufen?«

»Sie sperren Alex ein, wissen Sie das?« Meikes Stimme kippte auf der Spitze. »Sie machen ein verschrecktes Häschen aus ihr, das sich ans Leben nicht traut. Und warum? Weil Sie Angst haben, Alex könnte einfach losziehen, Leute kennenlernen und Sie allein in dieser Rumpelkammer sitzen lassen!«

»Wer sich ans Leben traut, hat keine Ahnung davon«, konterte Momi. Dann wandte sie sich an Alex: »Meinetwegen musst du nicht hierbleiben, Süppchen. Mir macht es nichts aus, in meiner Rumpelkammer zu sitzen. Es ist mir lieber, als wenn ich hinaus in diese Nacht müsste. Du tu, was du für richtig hältst.«

»Macht es dir wirklich nichts aus?«, fragte Alex hastig. »Ich glaube, dann gehe ich mit Meike.« Sie wollte nichts weniger als das. Sie wollte in der Geborgenheit der Wohnung bleiben, sich in ihr Bett verkriechen und von dem, was draußen geschah, nichts hören. Es machte ihr Angst, auch wenn sie keine Ahnung hatte, warum. Es war jene unbestimmte Angst, die sie von klein auf begleitete, das Gefühl, dem Leben außerhalb der engen vier Wände nicht gewachsen zu sein.

Dass sie sich dennoch mitschleifen ließ, lag an Meike. Alex wusste, die Freundin würde nicht nachgeben, sondern fortfahren, Momi zu attackieren, und Momi würde jeden Hieb mit einem noch schärferen parieren. Der Streit würde eskalieren, und am Ende würde Meike verlangen, dass Alex Partei ergriff. Dass sie sich rechtfertigte, für ihre Liebe zu Momi, für ihr stilles, ereignisloses Leben, das Alex nie in Frage stellen wollte. Lieber nahm sie die Kälte der Novembernacht in Kauf.

»Ich bin nicht spät zurück«, warf sie Momi hin, wagte aber nicht, die Großmutter noch einmal anzusehen, ehe sie sich in den Flur stahl und vom Garderobenhaken ihre Jacke angelte.

»Hut ab, Mädchen«, zischte Meike ihr mit triumphalem Grinsen zu. Im Treppenhaus brannte nur eine Birne, und es roch nach Bohnerwachs und längst verkochtem Eintopf. Selbst das ist besser als die Nacht da draußen, dachte Alex. Sie begann zu schauern, noch ehe Meike die schwere Pforte aufgezogen hatte und ein Windstoß Regen in den Hausflur trieb.

Es war der 9. November 1989, einer jener Tage, von denen es später hieß, sie seien in die Geschichte eingegangen. Für die ganze Welt wurde es der Tag, an dem die Berliner Mauer fiel, und danach war nichts mehr wie vorher. Für Alex blieb es der Tag, an dem sie Oliver traf, doch auch für sie war danach nichts mehr wie vorher, kein Stein auf dem anderen und keine Wand mehr intakt.

Wie befürchtet, wusste Meike nicht, wo sie hinwollte. »Vielleicht sollten wir doch noch einmal zum Thälmann-Saal und nach Hugo sehen«, schlug Alex vor. Die kleine Wohnstraße lag menschenleer. Ihre Laternen stammten aus der Zeit vor dem Krieg und warfen spärliche Lichtkegel auf die glitzernden Fäden des Regens.

Meike schüttelte den Kopf, dann senkte sie den Blick und gab Alex zu verstehen, dass sie das Thema Hugo besser nicht mehr ansprach. Stattdessen richtete sie sich jäh auf und wies nach der Straßenecke. »Da vorn sind Leute! Ich wette, die haben dasselbe vor wie wir.« Von der Hauptstraße drangen Stimmen herüber, laut und ausgelassen, als zöge die Schar auf ein Fest. »Los, komm mit«, befahl Meike, packte Alex am Ärmel und zerrte sie hinter sich her.

Hinter der Kreuzung hatte sich eine Traube von Menschen gebildet, die johlend in Richtung S-Bahnhof zog. Ohne sich um

den Verkehr zu kümmern, marschierten sie die Fahrbahn entlang. »He, ihr!«, brüllte Meike und schwenkte die Arme. »Wohin geht's?«

»Grenzübergang Bornholmer Straße!«, ertönte übermütig die Antwort. Meike fackelte nicht länger, sondern drängte sich mit Alex in den Pulk. Umringt von hupenden Autos, strebten sie dem Bahnhof entgegen.

Die Waggonen der S-Bahn waren bis zum Platzen vollgestopft. Alex wurde zwischen zwei Männer gequetscht, die sich über ihren Kopf hinweg unterhielten. So dicht, wie die Leute standen, hätte nicht einmal ein Toter umfallen können. Als ihr übel wurde, schloss sie die Augen, doch es half nichts. Hinter ihrer Stirn ballten sich aus Fetzen die Bilder, die sie von klein auf kannte und nicht einordnen konnte – Menschen, die eine Straße entlangjagten, ein Schuss und dann ein Mann, der getroffen stürzte. Mehrere, die nachfolgten, fielen auf ihn nieder, andere trampelten über die am Boden Liegenden hinweg. Alex' Herz raste, und in den Schläfen hämmerte das Blut. Irgendwann musste ihr etwas geschehen sein, das diese Panik auslöste, aber Momi hatte ihr nie etwas erzählt. Als sie umstiegen, wurde nichts besser. Im nächsten Zug drängten sich die Menschen noch dichter, und an jeder Station kamen neue hinzu.

An den Grenzübergängen, die hinüber in den Westteil der Stadt führten, war Alex nie gewesen. Selbst für Leute, die Verwandte drüben hatten, war es so gut wie unmöglich, ein Visum zu erhalten, und Momi und Alex hatten keinen Menschen dort. »Die Mauer hat Familien zerrissen«, lautete einer der Sprüche, die Meike gern von sich gab, aber Alex' Familie bestand aus Momi und ihr, aus niemandem sonst. »Wir leben unser Leben hier«, pflegte Momi zu sagen. »Was hinter der Mauer ist, geht uns nichts an.«

Jetzt aber hatte der Zug sie an der Mauer ausgespuckt, vor dem Grenzübergang, auf den sie inmitten einer Menschenhorde

zutrieb. Eine Autoschlange reihte sich vor einem der Gebäude, während sich vor dem zweiten Leute drängten, die wie Meike und Alex zu Fuß gekommen waren. Der Lärm war unbeschreiblich. Gelächter, Rufe, Sprechchöre und Schimpfworte, alles mischte sich zu einem dunklen Grollen, das den Grenzpolizisten vor dem Schlagbaum galt. »Macht das Tor auf! Los, lasst uns raus!« Kaum angekommen, stimmte Meike ein: »Lasst uns raus! Lasst uns raus!«

Die Polizisten kontrollierten einzelne Pässe, steckten die Köpfe zusammen und bliesen Atemwolken in die Dunkelheit. Dann zogen sie sich in die verglaste Kabine zurück, kamen kurz darauf wieder und waren sichtlich so ratlos wie zuvor. Ansagen durch Megaphone gingen im Gegröle unter, ein Wagen der Volkspolizei wurde zum Bremsen gezwungen und zurückgedrängt. Die Menschenströme rissen nicht ab, immer enger und bedrohlicher erhob sich die Mauer aus Leibern. Sie verspürte ein Würgen in der Kehle, doch zum Erbrechen war nirgendwo Platz.

Eine Zeitlang wärmte die Nähe der Menschen, dann kehrte die Kälte zurück und kroch ihr unter die Kleider. Ihre Hände froren steif, und auf ihre Schultern senkte sich bleischwer die Müdigkeit. Ab und an wurde ein Auto durch die Sperre gewunken, doch die Scharen, die zu Fuß gekommen waren, harrten bewegungslos aus. Alex schlug die Arme um den Leib, vergrub das Gesicht im Kragen und trat von einem Fuß auf den anderen. Irgendwann half nichts mehr. Sie würde Meike sagen, dass sie nicht länger warten konnte. Vor dem endlosen Heimweg graute ihr.

Alex war klein. Sie musste sich auf die Zehenspitzen recken, um Meike zu erspähen. Die Freundin hatte sich ein Stück weit vorgekämpft und redete wild gestikulierend mit zwei Männern. Aus Leibeskräften rief Alex ihren Namen. Fremde, die in der Nähe standen, lachten und schlossen sich an. »Meike, Meike!«, drang es vielstimmig durch die unwirkliche Nacht.

Endlich bemerkte Meike, dass die Rufe ihr galten. Sie schwang herum, doch ehe Alex ein Wort herausbekam, ging ein Ruck durch die Menge und schleuderte sie nach vorn. Im selben Augenblick brach ein Jubel los, wie Alex ihn im Leben nicht gehört hatte. Stehen zu bleiben oder gar zu fliehen war unmöglich. Sie wurde weitergeschoben, mitgerissen, musste laufen, wenn sie nicht stürzen wollte.

Leiber trieben gegen sie, drückten sie in Richtung Kontrollgebäude. Erst als sie es beinahe erreicht hatten, glaubte Alex zu begreifen, was vor sich ging – die Grenze war offen. Die Polizisten hatten dem Druck nicht länger standgehalten und den Schlagbaum hochgezogen.

Ich habe meinen Personalausweis nicht dabei, fiel ihr ein, obwohl das keine Rolle spielte. Die Polizisten würden alle zurückschicken, ob sie Pässe bei sich hatten oder nicht. Dort drüben, hinter dem geöffneten Schlagbaum, lag das verbotene Land. Der Menschenstrom würde gegen eine unsichtbare Mauer prallen und zurückgeworfen werden, in die nächtlichen Straßen, in überfüllte S-Bahn-Wagen und endlich in die Wohnungen und Betten. Noch während sie den Gedanken zu Ende dachte, wurde sie unter dem Schlagbaum hindurch auf die andere Seite gespült. Die Polizisten hielten sich am Rand, und kein Mensch fragte sie nach ihrem Pass.

Auf der Brücke hinter der Grenze wartete eine weitere Menschenmenge mit Blumen und Transparenten. Alex' Gesicht wurde zwischen ihnen eingeklemmt. Lärm brauste ihr in den Ohren, sie rang nach Atem, und beim Versuch, den Kopf hochzureißen, schwanden ihr die Sinne. Längst hatte sie Meike aus den Augen verloren, und die Versammelten waren zu sehr mit dem Strudel der Ereignisse beschäftigt, um auf eine Frau zu achten, die der Lage nicht gewachsen war. Ihre Knie gaben nach. Alle Kraft wich aus den Muskeln der Beine wie Luft aus zerstochnen Reifen. »Willkommen in Westberlin«, dröhnte eine Männerstimme

verzerrt aus einem Lautsprecher. Dann gab es kein Halten mehr. Alex würde auf das regennasse Pflaster stürzen, und die Nachfolgenden würden über sie hinwegtrampeln wie in den alptraumhaften Bildern.

Ehe ihr Körper auf den Boden prallte, fingen zwei Hände sie auf. Kraftvoll wurde sie in die Höhe gehoben. Ihr Retter schlang stützend die Arme um sie und bahnte ihnen rückwärts einen Weg durch den Menschenpulk. Erst als er stehen blieb und sie noch immer festhielt, bemerkte sie, dass sie die Augen zugekniffen hatte. Sie schlug sie auf. Regen glitzerte im Licht von Scheinwerfern, und über den Himmel zogen dichtgeballte Wolken. Sie standen am Rand, am Brückengeländer, und ließen die endlosen Ströme vorübertreiben. Der Mann war groß. Alex reichte ihm nicht einmal bis zum Hals. Er hatte schwarzes Haar, das ihm durchnässt in die Stirn fiel, und er lächelte nicht, sondern sah sie nur an. Bitte sag nicht willkommen im Westen, flehte Alex stumm.

»Ich bin Oliver«, sagte er.